

In Sorge um die ‚Kinder von morgen‘? – Ein pädagogisch motiviertes Instrument und seine Konsequenzen

Anke Spies

Abstracts

Wenn junge Menschen vor der Einmündung in Erwerbstätigkeit Eltern werden, ist das für die Soziale Arbeit meistens ein Anlass, sich Sorgen zu machen. Seit Ende 2000 finden als Konsequenz dieser Sorge die US-Amerikanische Idee der Babysimulation vermehrt Eingang in sexualpädagogische, beraterische und allgemeinbildende Angebote die Soziale Arbeit in Kooperation mit Schule konzipiert. Die Programmatik des Instruments argumentiert mit den Schlagworten ‚Prävention‘ und ‚Kinderschutz‘, indem abschreckende Lernsettings konstruiert werden, die jugendliche Sexualität problematisieren, vor allem Mädchen und junge Frauen in benachteiligten Lebenslagen davon zu überzeugen versuchen, dass sie den Anforderungen von Elternschaft nicht gewachsen sein werden und über öffentliche Beschämungen deren Marginalisierung verfestigen.

Worrying about „the children of tomorrow“ – a pedagogically motivated instrument and its consequences

As young parenthood brings its own challenges, social pedagogic practice has been trying to find pathways in which parenthood that is judged to be too early, can be avoided. Consequently, a model born in the US called infant simulator has found its way in sexual pedagogical and counseling work in cooperation with schools. Available in Germany since 2000, this program aims at prevention and the protection of children. By means of unsettling and often off-putting simulated scenarios where problems of juveniles exuality is also explored, teenagers and young women were shown now they are not yet up to the challenge of parenthood, and how stigmatization and shame can put them into social isolation.

Der folgende Beitrag stützt sich auf quantitative und qualitative Daten und Befunde einer bundesweiten Querschnittsuntersuchung¹ (vgl. Spies 2008) der

1 Datengrundlage: Quantitative Befragung von Multiplikationseinrichtungen (N=90, Rücklaufquote 42%), qualitative Befragung von PraktikerInnen (problemzentrierte Interviews; N=27), 7 Gruppendiskussionen mit AdressatInnen unterschiedlicher Bildungsgänge (kurz vor und ein halbes Jahr nach ihrer Simulationserfahrung) sowie drei problemzentrierte Interviews mit fortbildungsverantwortlichen Fachkräften (vgl. Spies 2008).

pädagogischen Praxis mit Babysimulatoren und skizziert deren widersprüchliche Gestaltung und ihre problematischen Effekte in sozialräumlich kooperativ arbeitenden institutionellen Arrangements.

1. Ein Instrument der Sorge?

Wenn Mädchen und junge Frauen früher als es dem gesellschaftlichen Konsens entspricht, Mutter werden, stehen sie vor der Anforderung, sowohl die adoleszenten Entwicklungsaufgaben als auch die mit Elternaufgaben verbundenen Rollenanforderungen zu bestehen. Wenngleich die Jugendhilfe zu ihrer Unterstützung gem. § 19 SGB VIII ein entsprechendes Angebot (Wohnen, Betreuung, Ausbildung und Existenzsicherung) zur „doppelten Kindeswohlsicherung“ (Frieze 2008, S. 26) vorhalten muss, ist frühe Schwangerschaft in der Regel ein Anlass zur Besorgnis. Die mit früher Mutterschaft verbundenen Besonderheiten der biografischen Situation von Mutter, Kind und Vater lassen angesichts der Belastungsszenarien, denen sozialpädagogische Praxis in ihrem Alltag immer wieder begegnet, auch die Frage aufkommen, ob und wie es vielleicht möglich wäre, die als zu früh empfundenen Familiengründungen zu verhindern.

In Deutschland werden dafür seit Ende 2000 aus den USA importierte computergesteuerte Babypuppen in sieben ethnischen Besonderungsvarianten mit dem Versprechen beworben, die Zahl früher Schwangerschaften dezimieren zu können und Verantwortungsbewußtsein zu schulen. In sogenannten Elternpraktika sollen je nach verfügbarer Anzahl an Simulatoren ganze Schulklassen, kleinere Projektgruppen aber auch Einzelpersonen die Bedürfnisse eines Säuglings kennen lernen und anschließend die Einsicht des eigenen Unvermögens formulieren: Über diverse Inszenierungsvarianten wie aktive Elternschaftssimulation und deren passive Beobachtung bzw. Begleitung, Situationen des Scheiterns, die Einkalkulation negativer Reaktionen in Familie und Peer-Kontext sowie beschämende Reaktionen bei Bewegungen im öffentlichen Raum sollen vor allem Mädchen und junge Frauen zur Einsicht gelangen, einem eigenen Kind vorläufig nicht gerecht werden zu können, dessen Wohl sogar absehbar zu gefährden, ihre Peerkontakte zu verlieren und nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten in der Alltagsorganisation ausgesetzt zu sein. Aber auch junge Frauen mit geistiger Behinderung sollen durch längerfristige Einzelfallarbeit einsehen, künftig Abstand von ihrem Kinderwunsch zu nehmen. Der Simulator wird dabei vordergründig als Instrument der Vermittlung von Inhalten der Säuglingspflege und Haushaltsführung genutzt. Die Programmatik des Mediums wird aber sowohl vom Hersteller, wie auch von Vertriebsverantwortlichen sowie den MultiplikatorInnen der pädagogischen Praxis als Double-Bind-Botschaft kommuniziert und praktiziert: Die Anfor-

derungen sollen so gestellt und inszeniert werden, dass sie einerseits hohen Druck zur Bewältigung erzeugen aber andererseits keinesfalls als Bestätigung vorhandener Kompetenzen der Alltagsbewältigung mit einem Baby gedeutet werden können (vgl. Spies 2009). So wird z.B. durchaus auch ein defekter Simulator so inszeniert, als handele es sich um eine von der betreuenden Jugendlichen zu verantwortenden Kindstötung. Mit anderen Worten: Die Botschaft des Mediums ist die Abschreckung, die in Kombination mit der verbalen Botschaft des möglichen Moratoriums zum Kinderwunsch und der Prämisse ‚Kinderschutz‘ den Adressatinnen vermittelt, dass frühe Elternschaft auf unverantwortliches, individuelles Planungs-versagen zurückzuführen sei. – Eine beschämende Botschaft, die den empirischen Befunden zufolge, auch so von den Adressatinnen wahr-genommen wird.

Die lebensgroßen Simulatoren können Hunger sowie hygienischen oder emotionalen Versorgungsbedarf signalisieren, der nur mit passendem, nicht an dritte übertragbarem ID-Chip gedeckt werden kann. Ein per Steuergerät variabel einstellbares Computerprogramm regelt über Weinen und ‚Zufriedenheitsglucksen‘ die Häufigkeiten des Versorgungsbedarfs bzw. den „Schwierigkeitsgrad“ des simulierten „Kindes“. Die Versorgungsleistungen und der sachgerechte Umgang im Alltag werden wiederum vom Computerprogramm aufgezeichnet und können anschließend per Steuergerät mit absoluten und prozentualen Angaben abgelesen und rückgemeldet werden.

Die Faszination des Instruments, das meist über mehrere Tage ununterbrochen die Alltagsrealität mit einem Säugling demonstrieren will, führt zu einer bundesweit erstaunlich schnell und problemlos expandierenden Kooperationsbewegung zwischen Schulen niedrig qualifizierender Bildungsgänge, Trägern der Jugendhilfe und Institutionen des Berufsübergangs- und Rehabilitationssystems. In den ersten sechs Jahren nach der Markteinführung in Deutschland hat sich die Zahl der anwendenden Einrichtungen, Institutionen und MultiplikatorInnen jährlich verdoppelt (vgl. Spies 2008, S. 157). Medial skandalisierend verstärkt, etabliert sich damit ein Diskurs öffentlicher Sorge(n): Mit Verweis auf die, über Alter und Schichtzugehörigkeit der möglichen (!) Mutter antizipierte, mögliche (!) Unterversorgungslage eines möglichen (!) Kindes – obwohl diese sich keineswegs über das Alter der Mutter ableiten lassen und die Anteile von Geburten Minderjähriger keinen Anlass zur Dramatisierung geben. Denn nicht die tatsächlichen Fallzahlen sind gestiegen, sondern die Erhebungsmethode des Statistischen Bundesamtes wurde im Jahr 2000 von der Geburtsjahr- auf die Altersjahrmethode umgestellt. Seitdem wird der Anteil der Geburten Minderjähriger exakter erfasst, da Mütter, die im Geburtsjahr das 18. Lebensjahr vollenden, nicht mehr herausgerechnet werden. Demnach bewegt sich der tatsächliche Anteil minderjähriger Mütter in den Jahren 2000 bis 2008 zwischen 1,06% (2002) und 0,82% (2008) der gesamten Geburten (vgl. Spies 2010). Rechnet man nach der zuvor gültigen Geburtsjahrmethode liegt dieser Anteil seit 1995 konstant zwischen etwa 0,6 und 0,7 % (vgl. Spies 2008 S. 22).

2. In Sorge um die Zukunft?

Der Simulator zwingt über seine technischen Möglichkeiten zu einer relativ engen Anlehnung an die programmatischen Hersteller- und Vertriebsvorgaben, die sich sämtlich auf die Bedürfnisse und Gefährdungen eines Säuglings konzentrieren. Die kindzentrierte Vermittlung von theoretischen und praktischen Lerninhalten zu Versorgungsfragen und Schutzbedürfnissen von Säuglingen ist zugleich ein Reintegrationsdiskurs von Themen der Säuglingsfürsorge in die öffentliche Erziehung (vgl. Homfeldt/Sting 2006) und erinnert in seinen geschlechtsrollen-reproduzierenden Anteilen an Kontexte der Mädchenbildungsgeschichte (vgl. Meiners 1982). Durchsetzt mit einer Wiederbelebung des öffentlichen Strafdiskurses der sogenannten „Problem-Sexualität“ (vgl. kritisch dazu: Lautmann 2005, S. 249), beginnt der Schutz eines Kindes im Verständnis des Simulationsanliegens nicht mehr mit präventiven Maßnahmen während der Schwangerschaft, sondern bereits vor der Zeugung des Kindes und mit Verweisen auf die zuvor zu erwerbenden pflegerischen und erzieherischen Kompetenzen. Während die US-Amerikanische Programmatik dabei zugleich dem ‚Abstinence-Only‘ Gedanken verpflichtet ist, werden in deutschen Umsetzungen die erhofften Erträge zur Reflexion des Verhütungsverhaltens betont. Allerdings berichtet die Praxis überwiegend, dass dies eine eigenständige Transferleistung bleiben müsse, da eine explizite Auseinandersetzung mit Fragen der Kontrazeption entweder in anderen Unterrichtskontexten oder aber aus zeitlichen Begrenzungen nicht zum Konzept gehöre.

Der Simulator und die aktiv (Simulatorenbetreuung) oder passiv (Beobachtung und Erkundung) zu erbringenden Leistungen vermitteln die ‚Berechtigung‘ zur Familiengründung als abhängig von individuellem beruflichen Einmündungserfolg und sozialer Sicherheit. Die strukturellen Bedingungen und Schwierigkeiten des Berufsübergangs, nach denen sich die Jugendlichen aus niedrigqualifizierenden Bildungsgängen kaum noch berufliche Planungsfreiheiten zugestehen (vgl. May 2007), sind allerdings nicht in der konzeptionellen Gestaltung berücksichtigt. Während in den meisten Simulationskonzeptionen u.a. Erkundungsaufgaben zu den Lebenshaltungskosten der Säuglingsnahrung und Pflege den rechnerischen Beleg der finanziellen Überforderung zu erbringen versuchen und zeigen, mit welchem Verwaltungsaufwand der Traum von einer eigenen Wohnung verbunden wäre, fehlen z.B. Hinweise der inhaltlichen Auseinandersetzung mit Bedingungen und Möglichkeiten der Teilzeitausbildung, mit einer bewältigbaren Sicherung des Lebensunterhalts und damit, welche Möglichkeiten der Unterstützung und Ausbildungsabsicherung die Jugendhilfe im Falle einer Schwangerschaft vorhält.

Die vielschichtig problematischen Zukunftsoptionen von marginalisierten Mädchen² am Übergang von der Schule in Erwerbstätigkeit und deren Aus-

2 86% der TeilnehmerInnen sind Mädchen (vgl. Spies 2008a, S. 100). Ihre Teilnahme wird zwar als freiwillig postuliert, aber sofern es sich um Projekte mit Schulklassen oder festen

einandersetzungen mit Kinderwünschen und Familienoptionen treten im Kontext der Babysimulationen hinter einen ‚institutionellen Aktionismus‘ zurück, dem es mit jeweils hohem persönlichen Einsatz gelingt, strukturelle Hürden wie z.B. jenen zwischen den Organisationslogiken von Schule und Jugendhilfe zu überwinden. Unisono ist die Verbesserung der Situation von jungen Menschen in benachteiligenden Lebenslagen das zentrale Anliegen von allen Verantwortlichen, ungeachtet dessen, dass sich die mit früher Schwangerschaft, Armutslebenslagen und nicht-verwertbaren Bildungs-zertifikaten verbundenen hochkomplexen sozialen Strukturprobleme nicht durch eine de facto stark vereinfachende, technische Vorwegnahme lösen lassen.

Es ist bemerkenswert, wie sich über eine wirkmächtige Marketingstrategie³ die Überzeugung multipliziert, ein breitenwirksames Instrument mit universaler und biografisch nachhaltiger Wirkung gefunden zu haben und gängige Probleme der Kooperationsgestaltung zwischen Jugendhilfe und Schulen sich in nunmehr förmlich sozialräumlich ‚denkendes‘ und handelndes Engagement auf beiden Seiten verwandeln können. In den Kooperationsbeziehungen zwischen Schule und Jugendhilfe zeichnet sich im Kontext früher Elternschaft tendenziell eine Abkehr vom Einzelfall hin zum themenorientierten Gruppenangebot ab. Besonders Schulen der niedrig- bzw. nicht-qualifizierenden Bildungsgänge sind ausgesprochen flexibel bereit, den AdressatInnenzugang zur Verfügung zu stellen und sich und ihren Unterricht damit auch zum Gemeinwesen hin zu öffnen. In ungewöhnlicher Kooperationseinigigkeit zwischen sozial-pädagogischen, schul- und berufspädagogischen sowie sonderpädagogischen Fach- und Lehrkräften findet das Instrument außerdem seine Resonanz in der öffentlichen Würdigung und Finanzierung. Die überproportionale Verteilung des Instruments in ländlichen Regionen ist ebenso auffällig wie die Vielfalt der Finanzierungswege: So übernehmen durchaus auch Träger der Jugendhilfe die Kosten für schulische Projekte, ebenso wie Schulen kostenintensive Finanzierungen aufbringen und Anbieter aus der Jugendhilfe engagieren oder einzelne Fachkräfte mit privat finanzierten Simulatoren, aber im Auftrag ihrer Träger, arbeiten. Für den Einsatz der Puppen wird insgesamt ein erheblicher organisatorischer, logistischer und finanzieller Aufwand betrieben, damit Anbieter der Jugendhilfe (z.B. Beratungsstellen) an Schulen tätig werden oder die Simulatoren als Maßnahmen der schulischen (z.B. in Verantwortung von Schulsozialarbeit) bzw. (reha-)institutionellen Programmgestaltung eingesetzt werden können.

Gruppen handelt, haben sie nur die Wahl zwischen aktiver und passiver Teilnahme: Diejenigen, die keinen Simulator betreuen, werden mit dem Simulator und seinen impliziten Botschaften konfrontiert, indem sie die Simulationen über ergänzende Aufgaben begleiten und z.B. die Kosten für Babynahrung oder Erstausrüstung ermitteln.

3 Die Marketingstrategie von Hersteller, Vertrieb und Fortbildung basiert auf der Verknüpfung von Emotion und Profession, denn der Zugang zu Programm und Instrument ist an den Nachweis eigener Fachlichkeit gebunden und wird in erster Linie von pädagogischen Fachkräften wahrgenommen.

3. (K)ein Lernsetting der Sorge?!

Die Schülerinnen sind zunächst meist neugierig auf die Lernerfahrungen, denen sie sich mit der Frage stellen, ob sie eine ‚gute Mutter‘ sein können. Nachdem sie aber mit vielfachen Erfahrungen des Scheiterns, den computeraufgezeichneten prozentualen Häufigkeiten der Kindeswohlgefährdung sowie mit Stigmatisierungen durch öffentliche Blamage und Konflikten im sozialen Nahraum konfrontiert worden sind, reagieren sie mit (Ver)Schweigen, Scham oder Verunsicherung. Denn unter Ausnutzung des biografischen Orientierungsbedürfnisses Jugendlicher stehen unter dem Label der Verantwortungsvermittlung vor allem Defizit-, Versagens- und Überforderungserfahrungen im Mittelpunkt der offenen und verdeckt kommunizierten Botschaften der Abschreckung. Keinesfalls stehen Ressourcen und vorhandene Kompetenzen der Zielgruppe im Zentrum der Aufmerksamkeit, denn positive Bestätigung würde dem Ziel der Abschreckung zuwiderlaufen. Regelrecht dramatisch gestalten sich die Nachwirkungen der Simulation im Falle einer jungen Frau, die anschließend schwanger wird: Sie fühlte sich im „Elternpraktikum“ an die Puppe ‚gefesselt‘ und erlebt nun ihre Schwangerschaft in Verzweiflung und Angst. Sie ist überzeugt, ihre sozialen Kontakte zu verlieren und den Anforderungen der Mutterschaft und Säuglingspflege nicht gewachsen zu sein. Kontakte zu Hilfeinstitutionen sind für sie aber indiskutabel, denn dort müsste sie ja ihr Planungsversagen eingestehen – eine Botschaft, die auch bei jener jungen Frau angekommen ist, die sich vor dem Simulationsprojekt als selbstbewusst, kompetent und stolz auf ihre Leistungen der Lebensbewältigung präsentiert, nachdem sie mit 15 Jahren Mutter wurde. Nach der passiven Teilnahme wertet sie ihre eigene Expertise ab und kommuniziert ein negatives Selbstbild: „...also ich darf da jetzt so und so nichts sagen, denn ich bin ja selber früh Mutter geworden.“ (GD II2, 1285-1287)

Besorgniserregend und paradox scheint, dass der Simulatoreneinsatz mit der ungebrochenen Gewissheit einer Leistung zur Sicherung künftiger Eltern- und Erziehungsaufgaben der Zielgruppe verbunden wird, zugleich aber vorhandene pflegerische Kompetenzen und Reflexionen einer unbeeinträchtigten Impulskontrolle ignoriert werden. Insofern wird über die möglichst umfassende Thematisierung von Aspekten des Kinderschutzes dieser selbst letztlich unmittelbar gefährdet: Künftige Kinder mögen durch die Verunsicherung ihrer künftigen Mütter bereits pränatal im Bindungsaufbau beeinträchtigt sein (vgl. dazu Dörr/Homfeldt 2008, S. 231). Der Preis für die als Prävention gedachte Thematisierung von Kinderschutzaspekten ist zudem, dass Betroffene mit eigenen Mangel- oder Gewalterfahrungen konfrontiert werden, ohne dass eine zuverlässige Absicherung gewährleistet wird, wenn MultiplikatorInnen die Gelegenheit nutzen, „diese Traumatisierten“ (I 17, § 14) auf ihre Traumata hinzuweisen und sie aufgrund ihrer Erfahrungen als potentiell gefährdend zu stigmatisieren

(vgl. Spies 2008, S. 190ff). Leistungen junger Mütter werden zwangsläufig negiert oder entwertet – bis hin zu deren Funktionalisierung als abschreckende Beispiele:

„(...) wir haben auch ne zeitlang mal immer junge Mütter, die wir früher in der Gruppe hatten, die haben wir schon mal dazu eingeladen, um einfach mal zu berichten, weil die denen natürlich viel mehr glauben als uns, wie denn so ihre Situation war. Das war immer sehr interessant, aber ehm, die, eh, meistens sind die im Laufe der Jahre irgendwo in den Beruf rein und so, also wir können nicht mehr so einfach darauf zurückgreifen, es ist schwieriger geworden. Aber das war manchmal auch höchst interessant, weil die dann gesagt haben, boa, da sitzt ne Siebzehnjährige, die hat nen zweijährigen Sohn und erzählt uns mal, was denn da so abgegangen ist, ne. Das hat sich auch immer gut gemacht.“ (I17, §74)

Das Gruppenangebot dieser Beratungsstelle wird von jungen Müttern offenbar nicht mehr wahrgenommen, denn dann bestünde ja noch die Möglichkeit, die „Elternpraktika“ weiterhin mit diesem ‚didaktischen‘ Element anzureichern. Die Vermutung liegt auf der Hand, dass sich die jungen Mütter wohl nicht mehr vorführen lassen wollen und sich nach solchen Beschämungserfahrungen von den Angeboten der Einrichtung zurückgezogen und distanziert haben. Denn sollte ihnen tatsächlich ein Berufsübergang gelungen sein, so wäre interessant zu erfahren, wie ihnen dies in ihrer schwierigen Situation überhaupt gelingen konnte – womit sie als Peers nunmehr ebenfalls eine tragende Rolle für andere bzw. mögliche künftige junge Mütter spielen könnten. Hier scheint dagegen die Inszenierung der Simulationsprojekte die professionelle soziale Praxis ebenso wie die informelle soziale Praxis dieser jungen Frauen verändert und den Kontakt zwischen Hilfeinstitution und Adressatinnen sozialer Arbeit gestört zu haben. Auch andernorts verändert sich der Zugang zu den Adressatinnen Sozialer Arbeit, wenn z.B. Schülerinnen mit Migrationshintergrund aus Aussiedler-familien sich mit dem Verweis auf die Anerkennung früher Mutterschaft von den Angeboten der Schulsozialarbeit zurückziehen und sich Mädchen mit Migrationshintergrund insgesamt über Doing-Ethnicity-Prozesse und der Gewissheit, nicht angesprochen zu sein, von der Programmatik der Elternpraktika abgrenzen (vgl. Spies, S. 253ff).

Was also auf den ersten Blick wie ein alltags- und lebensweltorientiertes, situiertes Lernsetting aussieht, entpuppt sich in der empirischen Analyse als Inszenierung der öffentlichen Blamage von herkunftsdeutschen, sozial- und bildungsbenachteiligten Mädchen, die vor Abschluss ihrer schulischen oder beruflichen Ausbildung Mutter werden (könnten). Die – in bester Absicht – mit dem Trainingsinstrument verbundene ‚Präventionsgewissheit‘ ist aber nicht ungebrochen, denn die Sorge um die Nachhaltigkeit der vermittelten Inhalte schwingt in mehreren Interviews mit. Entsprechende Zweifel werden allerdings von Hoffnungen auf Selbstläufigkeit überdeckt und programmkonform mit ‚Einstellungsveränderungsabfragen‘ oder auch über die Kontrolle von persönlichen Projektagebüchern zu belegen versucht. Insofern offenbart sich uns hier insgesamt ein Lernsetting, das letztlich in vielerlei Hinsicht Sorgen macht und machen muss!

4. Schleichende Effekte

Zugunsten der Abschreckungsbotschaft werden über die aktive oder passive Projektpraxis die Überzeugungen der Mädchen bezüglich der zuvor von ihnen als sicher angenommenen pflegerischen Kompetenzen und ihrer moralischen Selbsteinschätzungen in Zweifel gezogen, während Themen mit direktem Bezug zu adoleszenten Entwicklungsaufgaben vernachlässigt werden. Die SchülerInnen möchten gerne zentrale Schlüsselthemen wie ihre komplexen Armutslebensbedingungen, Kompetenzklärungsfragen, Partnerschaftsthemen und Zukunftsverunsicherungen bearbeiten (vgl. ebd., S. 101ff.), finden diese Interessen aufgrund der Programmatik des technischen Gerätes aber nur als Argument gegen die Umsetzung von Kinderwünschen wieder. So wird z.B. Armut zwar rechnerisch belegt, aber nicht strukturell und praktisch (z.B. mit Blick auf die Kosten von Verhütungsmitteln) thematisiert.

Frühe Schwangerschaft wird dabei stets als die sozial unerwünschte, biografische Katastrophe angenommen, die sämtlichen Plänen und Wünschen ein jähes Ende setzt und gegenüber dem Kind nicht zu verantworten sei. Sie wird – jenseits einer bislang gültigen ‚Schicksalhaftigkeit‘ – nunmehr als Konsequenz sexueller Aktivität mit persönlichen Versagensetikettierungen in Vergangenheit (Verhütung), Gegenwart (Verweigerung der Orientierung an beruflich abgesicherter ‚Normalbiografie‘) und Zukunft (Vernachlässigung) kommuniziert. Als Maßnahme der frühen Elternbildung werden die scheinbar unangreifbaren Lernziele „Verantwortung“ und „Kinderschutz“ für Jugendliche zum Stolperstein ihrer ohnehin unsicheren Zukunftsgewissheit. Wenn z.B. die Simulation die Einsicht gebracht hat, im Falle einer Schwangerschaft auf die Hilfe der Eltern angewiesen zu sein, und sich der bis dahin erreichte Grad an Unabhängigkeit von den Eltern als trügerisch erweist, die im Aufbau befindlichen intimen Beziehungen ein ‚Damoklesschwert‘ der Ausgrenzung und moralischen Verurteilung bedingen und aus der Auseinandersetzung mit der eigenen körperlichen Entwicklung ein Bedrohungsszenario durch Fertilität wird – dann sind in solchen Momenten u.a. Entwicklungsaufgaben rund um die Ablösung vom Elternhaus beeinträchtigt, weil die Auseinandersetzung mit diesen Themen auf einer verdeckten, sekundären und vor allem ‚heimlich‘ und negativ demonstrierenden Ebene angesiedelt ist. Wenn zudem Kinderwünsche als Ausdruck des „Wissen(s), wer man ist und was man will“ (Bauer 2005, 34) als unerwünschte und unangemessene Orientierung entwertet, frühe Mutterschaft als Lebensstil verurteilt und die Entwicklung des eigenen Wertesystems behindert werden, wenn Normverletzung als konsequenzenreich und (fast unweigerlich) Dritte schädigendes Verhalten dargestellt wird, sind Beeinträchtigungen in Selbstorganisation und Wahrnehmung der persönlichen Fähigkeitsstruktur und die Konsequenzen der Simulationen diametral entgegen der beabsichtigten Wirkung zu erwarten. In erstaunlicher Übereinstimmung thematisieren die Schülerinnen in den Gruppen-diskussionen nach der

Simulationserfahrung Peinlichkeit und Versagen als kollektive Orientierungen dessen, was sie aus den Elternpraktika mitgenommen haben, während vor der Simulation Familienoptionen und vorhandene Kinderpflegekompetenzen die – positiv besetzten – kollektiven Bezugspunkte der Auseinandersetzung waren.

Die Themen Familiengründung und Elternschaft treffen also grundsätzlich durchaus auf Neugierde und Lernbereitschaft, denn Mädchen und auch Jungen sind motiviert, sich ebenso, wie mit ihren beruflichen Perspektiven, intensiv mit ihren privaten Lebensentwürfen, Optionen und Orientierungsfragen bezüglich ‚guter‘ Elternschaft auseinanderzusetzen. Die Simulatoren sind in ihrer ‚Ergebnisgeschlossenheit‘ ebenso wenig für die pädagogische Aufbereitung des Orientierungsbedarfs (vgl. Spies 2005) rund um das Thema Kinderwunsch im ‚Lebensplan‘ geeignet, wie Arrangements des Hauswirtschaftsunterrichts, in welchen – in familienbildnerischer Absicht – die längst überwunden geglaubten, traditionellen Geschlechterrollen und Hierarchien fröhliche Urstände feiern und deren kritische Reflexion lediglich als selbstläufig erhofft wird:

I: (...) nachmittags 18 Uhr oder so, schieben wir dann ein, als der Vater nach Hause kommt, was passiert denn jetzt. Und da geht es dann meistens richtig in die Diskussion, weil dann viele Jungs sagen, ja, die haben den ganzen Tag gearbeitet und die sind müde und die Frau hat es noch nicht mal geschafft, das Essen zu machen, weil sie den ganzen Tag- was macht denn die den ganzen Tag und so, das sind immer heiße Diskussionen. Und die Mädchen dann sagen, weil sie dann auf einmal sehen, was sie den ganzen Tag gemacht haben mit Wickeln, (...) Die sind dann immer ja, ganz aufgeregt und sagen, ja, wie können den zum Beispiel die Männer sagen, müsst ihr mit zurecht kommen, ist doch dein Kind und ich hab den ganzen Tag schwer gearbeitet, und die Mädchen sagen dann, ja, und was haben wir gemacht. Also, da entstehen Diskussionen, wo ich denke, da wird auch so ne gewisse Rollenklischee dann näher beleuchtet, ne“ (I 17, §8, Hervorhebung A.S.).

Solche und ähnliche Doing-Gender-Effekte (vgl. Spies 2008, S. 244) führen (auch ohne szenische Betonung) parallel zur explizit postulierten Geschlechtsneutralität zur Rückkehr eines offen Geschlechtsrollen reproduzierenden Curriculums. Neben der schleichenden Reintegration der Säuglingspflege in die Lehrkontexte der öffentlichen Erziehung wird – unter dem Anliegen der (wiederum als Transfer zu erbringenden) Berufs-orientierung – sozial benachteiligten jungen Menschen die Vorbereitung auf den Beruf als unvereinbar mit Kinderwünschen vermittelt, ohne dass konkrete Hinweise zur Vereinbarkeit ebenfalls zum Gegenstand gemacht würden.

5. Fazit

Unzweifelhaft ist adoleszente Schwangerschaft ein „kritisches Lebensereignis“ (vgl. Filipp 1981). Eine Klassifizierung, die sowohl die Kompetenzen, aber auch den möglichen Unterstützungsbedarf berücksichtigt, denn das Konzept der kritischen Lebensereignisse schreibt jenen „nicht a priori eine potentiell pathogene Wirkung“ (ebd., S. 8) zu, sondern betrachtet sie als notwendige Voraussetzungen für „entwicklungsmäßigen Wandel“, die „potentiell zu persönlichem ‚Wachstum‘ beitragen“ (ebd.) können. Diese Möglichkeit wird mit dem Einsatz von Simulatoren nicht thematisiert, weil die Simulatorenprojekte darauf angelegt sind, Stress und Leistungsdruck zu verursachen (vgl. Spies 2008, S. 137; 202), sich aber keineswegs dazu eignen, jungen Menschen bei der Bewältigung von Lebens- und Entwicklungsaufgaben hilfreich zur Seite zu stehen bzw. ihnen Sicherheit zu geben.

Mit dem Simulator und den mit ihm verbundenen ‚Abschreckungs-strategien‘ der willentlichen und wissentlichen Überforderung etabliert sich – ungeachtet der unterschiedlichen Handlungsrationaltäten der beteiligten pädagogischen Disziplinen – sowohl innerschulisch als auch außerschulisch ein unzweifelhaft kontraproduktives Lernsetting, das, statt auf Stärkung, Ermutigung, Sicherheit und Zuversicht in eigene Kompetenzen zu setzen, zu Entmutigung, Verunsicherung, Angst und Selbstbildschwächung führen kann. Babysimulatoren und institutionell vertretene „Elternpraktika“ sind biografisch verunsichernde, riskante Komponenten einer fraglichen Sexualpädagogik, die den entwicklungsgemäßen Selbstvergewisserungs- und Suchbewegungen der AdressatInnen zuwiderlaufen und zu Kumulationen von Gegenwarts- und Zukunftsverunsicherungen führen. Sofern man die bisherige Simulationspraxis als Erprobungsphase betrachtet, innerhalb derer erstaunliche Effekte – wie z.B. jener der Überwindung institutioneller und disziplinärer Hürden zwischen Jugendhilfe und Schule angesichts eines gemeinsamen Interesses – erzielt werden konnten, wäre also nicht das Thema, wohl aber das Instrument zu verwerfen. Vielmehr wäre nun ein Szenario zu entwickeln, das frühe Schwangerschaft als Lebensentwurf entdramatisiert, die Auseinandersetzungsanliegen der Mädchen aufgreift und die hochemotionale Thementrias „Frühe Mutterschaft“ – „Kinderschutzanliegen“ – „Unabhängigkeit“ ressourcenorientiert und nach den Maßgaben des Empowermentkonzeptes zu bedienen sucht. Solche durchaus auch als Lernsettings zu konzipierenden Angebote (vgl. z.B. Spies 2008, S. 288ff.) wären an der Reflexion ihrer Angemessenheit, die Marginalisierungspraxen nicht verfestigt, und an einer fachlichen Selbstpositionierung, die Wahrnehmungsstrukturen und Sogwirkungen gründlich prüft, sowie an einer (nur bedingt erreichbaren) Sicherheit in der Gestaltung von Sorgekonzepten zu messen, die aber immer über die gängigen Alltagstheorien hinausgehen und tatsächlich die Zukunft ihrer Adressatinnen wie auch der eigenen Profession – mit all ihren Unabwägbarkeiten – im Blick haben müsste.

Literatur

- Bauer, Ullrich (2005): Das Präventionsdilemma. Potenziale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung. Wiesbaden
- Dörr, Margret/Homfeldt, Hans Günther (2008): Ungeborenes Leben. In: Hanses, Andreas/Homfeldt, Hans Günther (Hg.): Lebensalter und Soziale Arbeit. Bd. 1 Einführung. Baltmannsweiler. S. 222-246
- Filipp, Sigrun-Heide (1981): Ein allgemeines Modell für die Analyse kritischer Lebensereignisse. In: dies. (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. München, Wien, Baltimore. S. 3 - 52
- Frieße, Marianne (2008): Kompetenzentwicklung für junge Mütter. Förderansätze der beruflichen Bildung. Bielefeld
- Homfeldt, Hans-Günther/Sting, Stephan (2006): Soziale Arbeit und Gesundheit. Eine Einführung. München
- Lautmann, Rüdiger (2005): ‚Gibt es nichts Wichtigeres?‘. Sexualität, Ausschluss und Sozialarbeit. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Wiesbaden. S. 237 – 252
- May, Michael (2007): Jugendberufshilfe – oder der immer wieder neue Versuch, strukturellen und institutionellen Diskriminierungen pädagogisch zu begegnen. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. 37. Jg., Heft 4/2007. S. 420 – 435
- Meiners, Karin (1982): Der besondere Weg, ein Weib zu werden. Über den Einfluß von Leitbildern auf die Entwicklung der höheren Mädchenbildung seit dem 17. Jahrhundert. Frankfurt/Bern
- Rosch-Inglehart, Marita (1988): Kritische Lebensereignisse – Eine sozialpsychologische Perspektive. Stuttgart.
- Spies, Anke (2009): Wunschkinder mit guten Müttern? – Der Babysimulator als Medium der Verunsicherung benachteiligter Mädchen In: Villa, Paula/Thiessen, Barbara (Hg): Mütter/Väter. Elternschaft zwischen medialen Inszenierungen und alltäglicher Praxis. Münster. S. 275-289
- Spies, Anke (Hrsg.) (2010): Frühe Mutterschaft – die Bandbreite der pädagogischen Perspektiven und Aufgaben angesichts einer ungewöhnlichen Lebenssituation. Reihe Soziale Arbeit Aktuell, Hohengehren, Schneider
- Spies, Anke (2005): Kinder statt Beruf? – Zukunftsoptionen benachteiligter Mädchen am Übergang von der Schule in den Beruf. In: Unsere Jugend, 57 Jg. Heft 12/2005, S. 522-532